

Leseprobe aus:

Werner Siefer
Der Erzählinstinkt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Werner Siefert
Der Erzählinstinkt

Werner Sieder

Der Erzählinstinkt

Warum das Gehirn in Geschichten denkt

HANSER



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

© 2015 Carl Hanser Verlag München
<http://www.hanser-literaturverlage.de>
Herstellung: Thomas Gerhardy
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie, Zürich
Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-446-44473-7
E-Book-ISBN 978-3-446-44474-4

Inhaltsverzeichnis

Ich bin ein Erzähler!	7
1 Der Ursprung des Erzählens	19
2 Magie im Theater des Ich	64
3 Die Dichtung und die Welt	100
4 Die Geschichten in der Wiege	130
5 Mein Ich aus den Geschichten	177
6 Die Storys der Nationen	234
Meine Erlösung	268

Ich bin ein Erzähler!

Lieber Maurice,

diese Idee wird Dich interessieren, die mir an einem helllichten Mittag ins Bewusstsein schoss. Ich schwöre, dass es so war und dass ich erst später erfahren habe, dass andere mir zuvorgekommen waren!

Die Sonne stand in ihrem Zenit, und bei ihr schwebten Castor und Pollux, da dachte ich über das Erzählen nach. Ich saß in einem italienischen Café, und unter all dem Gerede und Gemurmeln und Lachen dort fiel mir ein, dass der Mensch vor allem anderen ein Erzähler ist. Mit einem Mal durchdrang mich die Erkenntnis, dass keiner der hier Anwesenden leben könnte, ohne Geschichten zu erzählen. Aber wo fange ich an, Dir davon zu berichten? Am besten einfach irgendwo.

Es war also in besagtem Café, es muss in einer Arbeitspause gewesen sein. Wir saßen an einem runden Tischchen wie um ein kleines Feuer versammelt, das unsere Aufmerksamkeit fesselte. Aber natürlich gab es kein Lagerfeuer im Café, so etwas ist selten.

Wir sitzen also im Kreis, der Kaffee kommt. Wir rühren ein bisschen in den Tassen oder beschäftigen uns mit irgendetwas, denn es gibt für diesen Augenblick nichts zu tun. Es ist ein Moment, den man fürchten kann, nicht nur, weil er weitgehend gestaltlos ist und einen Übergang markiert. Die Sekunde, in der eben noch Geschäftigkeit die Gedanken, die

Blicke, Absichten und das Reden bestimmte und auf den Lippen nachzuhallen scheint – und plötzlich tut sich dieses kleine Nichts auf, das noch keine Langeweile ist, aber kurz davor. In diesem Moment geht es meistens los: das Erzählen. Wobei man ehrlicherweise sagen muss, dass es sich manchmal auch ohne diese Unterbrechung Bahn bricht.

Ich verbringe die Pause mit meinen Kollegen und Kolleginnen, zumeist jüngerer Frauen, die nun also, dem Büro auch gedanklich entflohen, fortwährend Geschichten erzählen. Nicht aus Langeweile, nicht um die Zeit totzuschlagen oder Erfahrungen auszutauschen. Sie erzählen sich Geschichten, weil ihnen einfach danach ist. Zumindest schien mir das so. Es geht um Filme, Bücher, neue Apps, Kochen und Backen oder wie es war, als Maren ihr Hochzeitskleid kaufte. Geplänkel, Witziges, Trauriges und manchmal Berührendes. Ich sitze dann da und höre zu. Das mache ich gerne.

Einmal ging es zum Beispiel um Verhütung. „Die Pille“, sagte Jackie, „verändert dein emotionales Erleben“. Sie würde das Kontrazeptivum daher nicht mehr nehmen und fühle sich nunmehr besser.

Chemie sei auch nicht ihr Ding, bemerkte daraufhin Maren, sie würde lieber regelmäßig ihre Temperatur messen, „so lerne ich meinen Körper viel besser kennen“. Und wenn sie im Zweifel sei, dann ließen sie und ihr Freund, der ihr zukünftiger Mann sein würde, „es“ eben.

Danach geht es darum, dass die Hormone das Riechvermögen verändern und eine Frau einen Mann anders wahrnehme, je nachdem, ob sie die Pille schlucke oder nicht. Was aber, wenn die Frau die Pille absetzt und ihren Partner plötzlich nicht mehr riechen könne? Grinsen und Gelächter.

Astrid sagt, dass ihr Mann, ein Tenor, sich nach abgeschlossener Familienplanung sterilisieren ließ. Dabei habe er eine ungeheure Angst gehabt, seine Tonlage zu verlieren. Als

er nach dem Eingriff aus der Narkose aufwachte, sei er hochgeschreckt und habe sofort ein paar Töne gesungen. Er habe sich seiner selbst und seiner männlichen Stimme versichern wollen.

„Dabei ändert sich die Stimmlage erwachsener Männer nach einer Sterilisation gar nicht mehr“, erklärt Astrid, lächelt und nippt an ihrer Tasse.

Das habe sie auch vor, sagte Maren. Sie meint das Sterilisieren, und sie meint sich nicht selber, sondern ihren Partner, der sich operieren lassen solle, sobald sie ihre gemeinsamen Kinder erst einmal bekommen hätten. Alle kichern, da mit einem Mal nicht klar ist, ob ihr zukünftiger Ehemann von seinem Schicksal überhaupt schon weiß.

Bei einem anderen Treffen in einer Mittagspause befragen die Frauen eine Kollegin, Mutter zweier Mädchen, über die Schwangerschaft und das Kinderkriegen aus. Wir sitzen an kleinen Tischen draußen, die Sträucher und Pflanzen spenden uns Schatten in der Mittagssonne. In der Schiebetür steht der Wirt, Barista Severino, und zeigt seinem Vater auf dem Mobiltelefon Bilder seiner neugeborenen Tochter und kommentiert diese in einer Mischung aus völlig akzentfreiem Deutsch und Italienisch.

„Hattest du schlimme Schmerzen?“, will Jackie von der Kollegin Carmen wissen.

Carmen ist überrascht. Nach Geschichten über ihre Geburt fragen sie sonst nur ihre eigenen Kinder, sagt sie, und zwar meist an deren Geburtstag. Nein, an schlimme Schmerzen könne sie sich nicht erinnern. Sie hat die Beine übereinander geschlagen und umklammert mit beiden Händen die Tasse. Alle Augen sind auf sie gerichtet. Sie erzählt, dass sie die Geburt mehr wie einen Anstieg auf einen Berg verstand. Um ihn zu besteigen, musste sie einfach nur Schritt auf Schritt tun, immer ein Stückchen weiter.

„Carmen, die Bergführerin“, wirft Jackie ein, was passt, weil Carmen im Winter mit Begeisterung auf Skitouren geht.

Eine solche Anstrengung, sagt die junge Mutter, könne weh tun, doch sei das nicht das Wesentliche. Es gehe vielmehr darum, über den Berg zu kommen. Der eigene Anteil an dem Prozess der Geburt sei ohnehin eher gering. Eine Schwangerschaft sei ein Vorgang, der über einen komme, dessen Ablauf man nicht in der Hand habe. Die Natur habe ihn ausgestaltet, lange bevor wir alle hier auf die Welt gekommen seien.

„Als Frau kann man nur demütig und neugierig beobachten, was da mit dem eigenen Körper vor sich geht.“

Beim zweiten Kind habe sie die Signale dieser Natur bereits besser zu deuten gewusst als die Ärzte und Hebammen im Krankenhaus. Sie lag mit Wehen da, wissend, dass die Geburt beginnt. Obwohl sie sicher war, dass es bald losgehen würde, hätten die Helfer sich mit der festen Überzeugung verabschiedet, es würde noch dauern, bis die Geburt einsetzte. Sie wollten lieber erst mal eine Kaffeepause machen. Minuten später musste der Vater sie in größter Eile zurückholen, denn die Geburt begann sofort, nachdem die Ärzte zum Kaffeeautomaten aufgebrochen waren, ganz wie Carmen vorhergesagt hatte.

„Du Armer!“, wirft Sandra nun mit gespielter Bedauern in meine Richtung ein, die Tassen sind längst geleert. „Er muss sich andauernd diese Frauengeschichten anhören.“

Ich sage nicht, dass ich stolz bin, dass die Runde mich als ihren stillen Zuhörer akzeptiert hat, doch freue ich mich darüber. Denn die Gesellschaft erzählender Frauen gehört für mich zu den ältesten Kindheitserinnerungen. Die ersten Jahre wuchs ich nicht bei meinen Eltern auf, sondern bei meiner Großmutter, meiner Tante und deren Tochter, meiner Cousine.

Ich erinnere mich gut an das einfache Bauernhaus, mit Stube, Küche und dem langen Flur, von dem eine Tür direkt in den Stall führte. Tiere waren da aber schon länger keine mehr,

abgesehen von Hühnern und Katzen. Im Schweinekoben lagerte jetzt Kohle. Der schiefe Backsteinboden mit den betonierten Futtertrögen, wo einst drei oder vier Kühe gestanden hatten und gemolken wurden, war mit Gerümpel vollgestellt und einem Öltank, der mit fettigem dunklen Staub bedeckt war.

Wir Kinder wurden in der Stube gebadet, weil es kein richtiges Badezimmer gab. Nicht selten machte sich meine Cousine einen Spaß daraus, kreischend um die graue Metallwanne herumzulaufen, das Scheffle. Vielleicht hasste sie Wasser und Seife oder wollte einfach nur wetzen und gefangen werden. In der Ecke flimmerte der Fernseher. Meine Oma saß auf dem Sofa auf ihrem angestammten Platz und schaute zu, wie ihre Tochter ihre Enkelin teils fluchend, teils Verärgerung vorspielend einzuholen suchte.

Von diesem Platz am Ende des Sofas mit den bestickten Kissen im Rücken, neben dem im Winter rußenden, fast glühenden Ölofen, gegenüber dem Schrank mit den Heiligenbildchen und den versilberten Kreuzen und Rosenkränzen darin, dazwischen die Türe zur Stube mit dem Bild ihres im Krieg gefallenen Mannes darüber, meines Großvaters, den ich anders nie zu Gesicht bekommen hatte als auf diesem romantisch verwischten Schwarz-Weiß-Foto, von diesem Platz aus hatte sie alles im Blick.

Manchmal musste ich ihr hier die glatte, schwartige Haut am Rücken kratzen, einem großen Rücken, wie mir schien, während sie sich an meinen Fingern rieb, wie ein Bär am Baum, jedenfalls so, wie ich es von Bär und Baum im Fernsehen gesehen hatte. „Kratz“ mir den Buckel!“, bat sie und machte den oberen Knopf ihrer Schürze mit dem blauen Blümchenmuster auf. „Oh, ja, a bissl mehr links, mhm, ja, a bissl ’nauf, a bissl rechts, do, ja genau do!“ Dabei kniff sie ihr Gesicht zu einer Grimasse, spitze ihren Mund, kräuselte ihren Nasenrücken, wie

meine Mutter sagt, ich würde heute meinen Nasenrücken kräuseln, kniff die Augen zusammen und gab Töne des Entzückens von sich.

Wenn der Fernseher abgeschaltet war, dann hätte sie von der Feldarbeit erzählen können, von der Mühsal, als Frau und Mutter allein einen kleinen Bauernhof zu bewirtschaften und vier Kinder großzuziehen, weil der Mann auf dem Foto im Krieg gefallen war, in Lothringen. Sie hätte von meinem Großvater erzählen können oder von meinem Onkel, einem Hallodri, wie sie später sagten, der mich öfter in die Wirtschaft zu seinen Zechbrüdern mitnahm, der ein teures Fernglas, das die Amerikaner auf dem Hof vergessen hatten, kurzerhand verscherbelt und das Geld verjubelt hatte. Aber das erzählte sie nicht. Meine Großmutter erzählte mir nicht von ihrem Leben.

Der Zauber des Erzählens

All das dachte ich nicht, während ich zuhörte. Aber ich hätte es denken können und ganz sicher fühlte ich es, ohne dass meine Empfindungen dabei die Gestalt von Wörtern angenommen hätten. Irgendwann unter dem brüderlichen Dioskurenpaar müssen mir diese Gedanken über das Erzählen gekommen sein und darüber, welcher seltsame Zauber ihm innewohnt.

Geschichten lassen eine enge soziale Gemeinschaft unmittelbar spürbar werden. Sie wecken Erinnerungen oder Phantasien. Sie sind allgegenwärtige Begleiter unseres Lebens und stehen doch – geht es nicht gerade um große Literatur im zwinrfeinen Kulturbetrieb – kaum einmal im Mittelpunkt. Erzählen wird oft übersehen und ist doch so eine Art Grundeinstellung. Es ist das, was Menschen freiwillig und mit Lust machen. Gibt es sonst nichts zu tun, oder ist die Arbeit nur Routine, die kein weiteres Nachdenken erfordert, dann beginnt das Plappern, das Ratschen und das Quasseln.

Beim Spaziergehen, im Aufzug, beim Rauch einer Zigarette in einem zugigen Eingang, beim Erdbeerpflücken, beim Reparieren eines Wasserhahns, im Bett oder an der Bushaltestelle. Über den Zaun hinweg und durchs Mobiltelefon, im Kino und im Auto, am Küchentisch, in Festhallen und in Konferenzräumen, im tiefsten U-Boot und in der höchsten Raumstation. Das Lagerfeuer als klassisch-kitschiger Ort, an dem Menschen Storys zum Besten geben, ist überall, wo Menschen sind. Sie erzählen immer und so selbstverständlich, dass es der Rede nicht Wert zu sein scheint, wie man so schön sagt.

Das Wort ist nicht mehr bei Gott allein

In der Bibel heißt es, dass am Anfang das Wort gewesen sein soll, und dieses Wort soll bei Gott gewesen sein. Heute lässt sich sagen: Bei dem Wort blieb es nicht – und es blieb auch nicht bei Gott. Das musste auch der französische Philosoph und Schriftsteller Roland Barthes (1915–1980) feststellen, der vor der quasselnden Menschheit fast zu kapitulieren schien. In seinem Buch *Das semiologische Abenteuer* schrieb er:

Die Menge der Erzählungen ist unüberschaubar. Da ist zunächst eine erstaunliche Vielfalt an Gattungen, die wieder auf verschiedene Substanzen verteilt sind, als ob dem Menschen jedes Material geeignet erschiene, ihm seine Erzählungen anzuvertrauen: Träger der Erzählung kann die gegliederte, mündliche oder geschriebene Sprache sein, das stehende oder bewegte Bild, die Geste oder das geordnete Zusammenspiel all dieser Substanzen; man findet sie im Mythos, in der Legende, der Fabel, dem Märchen, der Novelle, dem Epos, der Geschichte, der Tragödie, dem Drama, der Komödie, der Pantomime, dem gemalten Bild [...], der Glasmalerei, dem Film, den Comics, im Lokalteil der Zeitungen und im Gespräch. Außerdem findet man die Erzählung in diesen nahezu un-

endlichen Formen zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Gesellschaften; die Erzählung beginnt mit der Geschichte der Menschheit; nirgends gibt oder gab es jemals ein Volk ohne Erzählung; alle Klassen, alle menschlichen Gruppen besitzen ihre Erzählungen, und häufig werden diese Erzählungen von Menschen unterschiedlicher, ja sogar entgegengesetzter Kultur gemeinsam geschätzt: Die Erzählung schert sich nicht um gute oder schlechte Literatur; sie ist international, transhistorisch, transkulturell und damit einfach da, so wie das Leben.

Wir leben in der Zeit des in seiner Bedeutung weiterhin explosionsartig wachsenden Internets. Das hat zwar eine Krise der Zeitungen und Zeitschriften mit sich gebracht, der womöglich eine Krise des gedruckten Buches folgen wird, aber gleichzeitig eine Blütezeit neuer Erzählformen (nicht zu verwechseln mit neuen Erzählungen). Die Menschen jagen Tweets durch den Äther, sie berichten zu Milliarden in Facebook über ihre kleinen und großen Erlebnisse. Und Webtagebücher, kurz Blogs, tummeln sich im Netz in einer millionenfachen Vielfalt. Kurzum, das Web, so technisch es daherkommen mag, es steht für die Konjunktur des Erzählens.

Dabei war die Erzählung eigentlich nie aus der Mode gekommen. Die Helden des antiken Dichters Homer, der, wahrscheinlich im 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. lebte und die Ilias oder die Odyssee verfasste, sind 3500 Jahre alt und prägen unsere Kultur bis heute, über fast vier Jahrtausende hinweg. Odysseus existiert, Achilles existiert und Helena existiert – in den Figuren der schönsten Frau, des listigsten Helden und des unverwundbaren, strahlenden Kämpfers.

Das Glaubensbekenntnis der Abrahamitischen Religionen, der Christen, der Juden, der Moslems, das, wonach mehr als die halbe Menschheit ihr Leben ausrichtet, was Alltagskultur und Architektur des halben Globus seit Jahrtausenden prägt,

das gründet auf gesammelten Geschichten – in dieser Form begegnen uns Erzählungen häufig als Erstes. Die Texte in den heiligen Büchern widmen sich den für den Menschen essenziellen Fragen nach der Entstehung der Welt, des Menschen selbst und danach, wie moralisches Handeln in der Gesellschaft aussehen könnte.

Der Homo narrans

Es gibt für all dies gute Begründungen. Erzählungen zu verfassen oder sie zu rezipieren, das ist die These, die ich hier vertrete, ist alles andere als ein unterhaltsames Spiel, ein Zeitvertreib, wenn man gerade nichts Besseres zu tun haben sollte. Es handelt sich dabei vielmehr um einen Grundinstinkt des Menschen, ein Bedürfnis, das fortwährend nach Erfüllung strebt, wie sonst nur Essen, Trinken, Schlafen, Menschen um sich zu haben und Sex.

So beiläufig und alltäglich es auch daherkommen mag, was den Mündern tagtäglich entströmt, was in Zeitungen, Büchern, Blogs und den Abermilliarden SMSen geschrieben steht, so viele abwertende Begriffe die Sprache auch kennen mag für langweiligen oder böartigen Tratsch, zu dem sich Worte kombinieren lassen. All dies kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Erzählen einen höheren Sinn hat, der weithin und viel zu lange und von viel zu vielen übersehen wurde.

Denn nicht Vernunft oder Analyse, nicht Intuition oder Gefühle, sondern das Erzählen ist die wichtigste Form menschlichen Denkens. Wir organisieren alle unsere Erlebnisse, unser Gedächtnis, unsere Ziele und Wünsche, Begründungen, Rechtfertigungen, Entschuldigungen, Ausreden, unser gesamtes Leben auf eine narrative Art und Weise.

Nicht Logik, nicht Mathematik oder Physik vermögen die Ungewissheiten zu lösen, denen der Mensch in einer sozialen

Gemeinschaft ausgesetzt ist. Nur Erzählungen liefern einen einigermaßen verlässlichen Kompass in der vagen Welt des Miteinanders, wo sich Koalitionen häufig ändern. Das ist deswegen von zentraler Bedeutung, weil der Mensch in der Gemeinschaft anderer Menschen entstand, sie waren und sind seine wichtigste biologische Umwelt. Gute Erzähler navigieren also besser durch die Untiefen der sozialen Gemeinschaft, und das ist ein evolutionärer Vorteil. Den US-Philosophen Walter Fisher bewog das dazu, den Menschen umzutaufen. Kein Homo sapiens sei dieses Wesen, sondern ein Homo narrans, ein erzählender.

Dieser Homo narrans reißt ständig die Klappe auf. Viel wichtiger aber ist, dass das Erzählen von Geschichten seine psychologische Grunddisposition darstellt. Fisher war davon überzeugt, dass Menschen sich selbst und ihre Umwelt weniger durch die Anwendung von Vernunft oder vorurteilsfreie Beobachtung erfahren als durch das Erzählen glaubhafter Geschichten. Wir weben uns das Bild der Welt und unserer Mitmenschen aus Erzählungen zusammen. Der schottisch-amerikanische Philosoph Alasdair McIntyre war gar sicher, der Mensch sei ein Geschichten erzählendes Tier, ein „storytelling animal“.

Wer bin Ich? Die Antwort ist eine Erzählung

Nicht nur die Bibel gibt in ihren Texten Auskunft über die Herkunft des Menschen, die Ursprungsmythen aller Völker dieser Welt tun das. Und jeder Einzelne gibt sich selbst, für sich ganz persönlich, Auskunft über sein Leben, und zwar in Form von Geschichten. Sie sind es, die das Ich, seine Existenz und seine Identität beschreiben und die Fragen nach seiner Vergangenheit und seiner Zukunft beantworten. Wer bin ich? Was ist mir wichtig? Wie wurde ich zu dem, der ich bin? Wohin wird mein Leben sich wenden?

Auskünfte darüber erteilt die Autobiografie, die natürlich erzählerischen Gesetzen folgt, wie der französische Philosoph und Schriftsteller Jean-Paul Sartre (1905–1980) wusste: „Der Mensch ist immer ein Geschichtenerzähler, er lebt umgeben von seinen eigenen Geschichten und den Geschichten seiner Mitmenschen. Er betrachtet alles, was ihm passiert, in Bezug auf diese Geschichten, und er versucht, sein Leben zu leben, als würde er die Geschichten nacherzählen.“

Ja, wir leben Storys hinterher. Von klein auf lernen Kinder, was dazugehört, um eine eigene Geschichte zu erzählen. Und von jenen Erzählungen, die vom Ich handeln, führt ein direkter Weg zu jenen, die größere soziale Gemeinschaften, Nationen und übernationale Kulturräume einen und prägen. Narrative stiften nationale Identitäten und stellen damit das geistige Instrument bereit, mit dessen Hilfe der Mensch Zivilisationen schafft: Sie spannen mit ihrer zauberhaften Fernwirkung viele Individuen über große Zeit- und geografische Räume hinweg zu einer Werte- und Sinngemeinschaft zusammen. Erzählungen bilden das zivilisatorische Bewusstsein des Menschen.

Und am Ende wird alles gut

Also sind wir alle Geschichtenerzähler. Auch ich bin ein Geschichtenerzähler, ein Homo narrans. Ich bin es nicht nur, weil ich ohnehin keine andere Wahl habe. Ich bin es gerne, und zwar auf die einfachste denkbare Weise: Ich erzähle gerne Geschichten, ich höre ihnen zu oder lese sie, auf gedrucktem Papier oder dem Bildschirm. Und ich bin überzeugt: Wer sich des Homo narrans nicht gründlich annimmt, wird den Menschen und seine Existenzbedingungen nie verstehen. Erzählungen und die darin ausgedrückten mythischen Bedürfnisse haben – anders als die Religion in Europa – die Aufklärung völlig unbeschadet überstanden. Gerade deswegen steigt ihre Bedeu-

tung, denn sie bleiben nach dem schwindenden Einfluss des Glaubens das einzige Feld, auf dem mythisches, widerspruchsvolles Denken erlaubt bleibt.

Schließlich bekommen selbst die schlimmsten Katastrophen im Erzählen einen Sinn, nämlich den, sich mit der fatalen Wirklichkeit zu versöhnen, eine neu erzählte Zukunft zu entwerfen und anderen davon zu berichten, auf dass sie doch lernen mögen.

So wird am Ende alles gut. Die Logik will es so, dass, wer von seinen Krisen erzählen kann, sie mit den Seinen überstanden haben muss. Doch was, wenn die Geschichte nicht gut, sondern hässlich auszugehen droht, wie so viele menschliche Dramen und Katastrophen? Die Frage und die Antwort schickte die Konstanzer Psychologin Maggie Schauer, die von Bürgerkriegen oder Misshandlungen traumatisierte Menschen mit Hilfe ihrer eigenen Erzählungen heilt, in einer E-Mail und lieferte damit den endgültigen Anstoß zu diesem Buch.

Ganz einfach: Dann war es noch nicht das Ende!